

Bücherbesprechungen.

Georg Leidinger, Johannes Aventinus und die Münzkunde. Sonderabdruck aus Mitteilungen der Bayerischen Numismatischen Gesellschaft. Herausgegeben von dem Redaktions-Ausschuß. XLVII. Jahrgang 1929. München 1929. Selbstverlag der Bayer. Numismatischen Gesellschaft.

Den deutschen Münzforschern und Münzsammlern wurde bei ihrer Tagung in München im Jahre 1929 ein Festzeichen überreicht, das mit dem Brustbilde des Geschichtschreibers Joh. Aventinus geschmückt war. Warum dies geschah, darüber hat Geheimrat Dr. Georg Leidinger in einer Druckschrift Aufklärung geboten. Sie ist in dem Satze zusammengefaßt: Aventinus war einer der ersten, wenn nicht der erste wissenschaftliche Numismatiker Deutschlands. Dies zu begründen war Leidinger, der ausgezeichnete Kenner der Werke Aventins, berufen. Er hat von der vor vierzig Jahren von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Gesamtausgabe den sechsten Band bearbeitet (1908), auch ein wieder gefundenes Schriftchen von ihm behandelt (1913) und durch seinen Auszug aus Aventins Bayerischer Chronik dieses hochbedeutende Sprachdenkmal weiten Kreisen erschlossen (1926). Sein Interesse für die numismatischen Kenntnisse des Vaters der bayerischen Geschichtschreibung war schon vor Jahren erwacht, als er in dem damaligen kgl. Münzkabinette als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter tätig war und sich gleichzeitig in die bayerischen Geschichtsquellen einarbeitete. Damals schon war ihm beim Studium der Werke Aventins der Gedanke gekommen, ihn als Numismatiker zu behandeln. Er ist aber in jener Zeit nicht dazugekommen. Auch für seinen jetzt erschienenen Aufsatz war ihm die Ausarbeitung jenes Themas in wissenschaftlicher Vollenbung nicht möglich. Dazu wäre es, wie er Seite 11 ausführt, notwendig gewesen, Aventins numismatische Beschreibungen von den von ihm genannten Münzen im Original auszuprüfen; dabei hätte zur genaueren Erforschung der einschlägigen Texte auf die Handschriften Aventins zurückgegriffen werden müssen, da die gedruckte Ausgabe von Aventins Werken den Feinheiten der inschriftlichen Überlieferung nicht

die unerläßliche Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ein solches Werk wäre aber in kurzer Zeit nicht zustande gekommen. Die Freunde von Aventins Schriften werden daher Leidinger dankbar sein, daß er die Münchener Tagung der deutschen Münzforscher nicht vorübergehen ließ, ohne wenigstens das zu veröffentlichen, was er über die Bedeutung Aventins als Münzkenner schon früher erforscht hatte. Und das ist nicht wenig und ist vor allem sehr wertvoll. Die Bayerische Numismatische Gesellschaft hat denn auch seinen Aufsatz an die Spitze der von ihr zu der Münchener Münzforscher-tagung herausgegebenen Festschrift gestellt.

Für Aventin waren die Münzen Geschichtsquellen; er legte ihnen nicht geringeren Wert als den Inschriften bei und widmet ihnen viel Liebe. Aus seinen eigenen Worten (Sämtl. Werke, akad. Ausgabe II, 168) leuchtet aber die helle Freude hervor, die ihm die Beschäftigung mit römischen Kaiser Münzen gewährte. In seinen lateinisch geschriebenen Annalen hat er die Inschriften von 216 solcher überliefert; über einzelne Münzbilder hat er auch berichtet und diese letzteren auch für seine Darstellung verwertet, wofür Seite 4 ein schönes Beispiel beigebracht ist. In seiner deutsch geschriebenen Bayerischen Chronik sind 202 Angaben römischer Münzaufschriften gezählt worden. Indem er diese „verteutschte“, versuchte er die fremdartigen römischen Bezeichnungen dem deutschen Leser nach den diesem geläufigen Begriffen klar zu machen, wie er dies auch sonst in seiner Bayerischen Chronik getan hat. So spricht er vom Papste, von Kardinalen, Bischöfen, Chorherren, Geistlichen im alten Rom. Die Stelle aus Sueton (Aug. 23) über die Niederlage des Varus (diem cladis quotannis maestum habu(er)it ac lugubrem) gab er also wieder: Er hat auch jährlich den Tag, an dem die Schlacht geschehen ist, in Traurigkeit und Klagen begangen und diesem Schaden einen Jahrtag gestiftet, udgl.

Aus den von Leidinger beispielsweise angeführten sieben Beschreibungen von Münzen sei hier folgende mitgeteilt:

„Der viert Pfenning:

CAESARI AVGVSTO S·P·Q·R·

Auf der andern Seiten under einem Sigwagen ist diese Schrift:
AVG · P · M · COS · IIII · AVGV · TRIPOT ·

Zu Ehren und Lob Kaiser Augusto hat und G'main der Stat Rom. Augustus, der öbrest Bischof oder Pabst, Bürgermeister viermal, ein Gesegner, kündig der Wögel Weisagung, der g'mainen Mans Beschützer; ist Heiltum; wer in nur anrührt, der ist in Acht und Aberacht und (wie wir sprechen) im schweren Pan und großen Ungnaden Gots.“

In diesen treuherzigen Beschreibungen sind Übersetzung und Erklärung verbunden. Es ist dieses Verfahren in der Bayerischen Chronik auch sonst vielfach angewendet, wie Aventin selbst sagt: „Ich muß auch sonst im Teutschen alle Dinge herausstreichen und mit viel mehr Worten an den Tag vorbringen als im Latein. Im Latein ist es nicht nötig viel Worte zu machen. Das kann im Teutschen nicht sein, muß alles der Länge nach hergeschrieben sein, damit es verständlich sei“¹.

Für seine Münzsammlung kaufte Aventin Stücke, die von Bauern auf ehemals römischen Ansiedelungen ausgegraben worden waren; andere erhielt er von Altertumsliebhabern. Wie sehr er an ihnen hing, ergibt sich aus einer genauen Angabe des Fundortes und sogar des Fundtages bei einer Münze des Kaisers Flavius Julius Crispus, auf deren Rückseite die Abbildung mit der Inschrift *Alemannia Devicta* erklärt ist. (Leidinger, Seite 7 f.) Als Fundorte von Münzen nennt er Kösching bei Ingolstadt, Pföding, Eining, Weltenburg, Abbach, Bernau und Prien.

Aber nicht nur dem römischen, auch dem mittelalterlichen Münzwesen schenkte er seine Aufmerksamkeit. So berief er sich in der Frage der verschiedenen Namen Regensburgs als Zeugnis für den Namen Regina auf eine Münze Herzog Arnulfs von Bayern mit der Überschrift: *Arnulfus Dux Regina Civitas*. Er besaß auch eine der Regensburger Münzen mit dem Stadtwappen, den Schlüsseln, auf der einen, mit dem Bilde des Herzogs auf der anderen Seite. — Was er über die Münzerneruerung bzw. Münzverschlechterung im Jahre 1253 und über die durch die Prägung der sogenannten Schinderlinge in der Mitte des 15. Jahrhunderts herbeigeführten Wirren in seinen beiden großen Werken gebucht hat, ist nicht minder aus seinem numismatischen als seinem historischen Interesse hervorgegangen.

Es hat seinen eigenen Reiz, zu verfolgen, wie der Verfasser der hochwichtigen *Annales Boiorum* sich in den geschichtlichen Hilfswissenschaften, die zu seiner Zeit jedenfalls in Deutschland noch in den Anfängen staken, zurecht gefunden hat. Sein epigraphisches Können hat Friedrich Vollmer in seiner akademischen Festrede am 15. November 1913 beurteilt. Wenn er auch nach der Entwicklung, die die römische Epigraphik seit etwa 80 Jahren genommen hat, über Aventin als Epigraphiker bei Anlegung eines absoluten Maßstabes nicht günstig urteilen konnte, so mußte er doch anerkennen, daß dieser, der in epigraphischen Dingen keinerlei

¹ Vgl. Johannes Aventinus Bayerische Chronik. Im Auszug bearbeitet und mit Einleitung von Georg Leidinger. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1926, Seite 30.

Schulung genossen hatte, im Lesen und Abschreiben seiner Inschriften Bewundernswertes geleistet hat; es bleibe erstaunlich, wie weit er als einzelner in einer Geschicklichkeit gekommen sei, die sonst in Generationen sich auszubilden pflege.

Die Grundlage zur Erkenntnis von Aventins numismatischen Bemühungen hat nunmehr Leidinger geschaffen. Wenn später nach seiner Anleitung die kritische Durchforschung von Aventins numismatischen Angaben durchgeführt sein wird, so wird das schon jetzt gewonnene Bild erweitert sein. Es wird noch mehr bestätigen, daß der Abensberger Humanist den Namen eines wissenschaftlichen Numismatikers verdient.

Seinem Aufsatze hat Leidinger die Lebensgeschichte Aventins vorausgeschickt in einfacher Gliederung: Humanist, Prinzenlehrer, Hofhistoriograph. Seine beiden großen Werke sind in Abwägung ihrer Vorzüge und Schwächen gewürdigt; sehr gut ist die temperamentvolle Art Aventins, wie sie in seiner Bayerischen Chronik zutage tritt, gekennzeichnet.

Außer der Festschrift wurde zu dem Deutschen Münzforschartag in München noch eine Festmedaille hergestellt, die Aventinus-Medaille von Karl Goek-München. Auf ihrer Vorderseite zeigt sie das Brustbild Aventins, dem das Bild auf seinem Grabmonumente in der Vorhalle von St. Emmeram in Regensburg zugrunde gelegt ist. Dieses Grabmonument, das ihm sein Freund, der Straubinger Stadtschreiber Teylent, gestiftet hat, war ehemals in dem alten Friedhofe auf der Nordseite der Klosterkirche St. Emmeram gestanden. Zwei Beschreibungen dieses feinen Renaissancemonuments, dessen Meister unbekannt ist, hat Josef Anton Endres veröffentlicht². Aventin ist auf ihm in Halbfigur hinter einem auf Pilastern stehenden Bogen dargestellt, im Magistermantel, das Barett auf dem Kopfe. Seine übereinander gelegten Hände ruhen auf drei Folianten, an deren Seiten zwei Putten in tiefer Trauer. Zwei Inschriften auf den die Figur umgebenden flatternden Bändern erinnern an die rasche Vergänglichkeit des menschlichen Lebens; eine dritte auf dem Bogen über der Nische spendet dagegen Trost durch den Hinweis auf die Auferstehung am Jüngsten Tage. Bei seiner Wiedergabe des Brustbildes auf dem Grabsteine hat der Medailleur auf der Vorderseite seines schönen Kunstwerkes alles, was auf dem Grabmonumente an den Tod erinnert, die Putten, die Bänder mit den ernstesten Inschriften,

² Sie sind jetzt in die Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte des mittelalterlichen Regensburgs von Endres, herausgegeben von Dr. Karl Reich (Regensburg, Verlag von Josef Habel), aufgenommen.

auch die Pilaster und den Bogen nach weiser Überlegung weggelassen. (Von anderen kleineren Unterschieden sei hier abgesehen.) Er mag sich gesagt haben: Ich habe kein Totenbild, sondern eine Festgabe zum Deutschen Münzforschartage zu schaffen.

Sein Verfahren hätte dem Epigraphiker den richtigen Weg zeigen können. Dieser aber kopierte auf der Rückseite der Medaille die Inschrift auf Aventins Grabmonument, obwohl kein Wörtchen von ihr auf die Beschäftigung Aventins mit der Münzkunde hinweist. Da er aber doch das Bedürfnis empfand, die Medaille gemäß ihrer Bestimmung als Festgabe mit dem Verständnisse Aventins für Münzkunde in Beziehung zu setzen, so verzichtete er nach den Worten *rerum antiquarum* auf eine weitere Wiedergabe der Grabinschrift und setzte flugs die Worte „*nec non numismatic*“ ein. Dann ließ er die Angabe des Todesdatums Aventins folgen. Hierbei wurde durch Weglassung des ersten Buchstabens der Monatsname verstümmelt und die Jahreszahl (mit 1584 statt mit 1534) falsch angegeben. Bei einer Revision hätten diese Fehler leicht vermieden werden können.

Für die Rehrseite der Medaille hätten sich als Inschrift Aventins eigene Worte, die Leidinger S. 3 seines Aufsatzes aus den *Annalen* beigebracht hat, empfohlen:

„*Perplacet inscriptiones numismaticum, quae imperatorum romanorum nota signata sunt, quod haec res iucunda lectoribus et studiosis utilis esse soleat, subscribere.*“

Und wenn mit ihnen noch das ehrenvolle Urteil von Leibniz verbunden worden wäre

„*Nulla Germaniae superioris pars meliores historicos invenit quam Bavaria. Ex his primus et paene dixerim merito est Johannes Aventinus*“,

so wäre auf der Medaille auch noch Aventins Bedeutung als Geschichtschreiber aufs wirkungsvollste zum Ausdruck gebracht worden.

Dr. Karl Rüd.

Otto Häfner, *Der heilige Wolfgang. Ein Stern des 10. Jahrhunderts.* (Rottenburg a. N. Baderische Verlagshandlung.)

Der heilige Wolfgang ist eine der hervorragendsten Bischofsgestalten des 10. Jahrhunderts und die bedeutendste auf dem Regensburger Bischofsstuhl überhaupt. Nach trefflicher Ausbildung auf der Reichenau und in Würzburg war er als Scholastikus und Domdekan in Trier und als Mönch und Prior des Reformklosters Einsiedeln und im Verkehr mit führenden kirchlichen Männern, mit Bruno von Köln, Ulrich von Augsburg und Pilgrim

von Passau tief vertraut geworden mit den kirchlichen Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Zeit und wie selten einer vorbereitet für ein Bischofsamt. Als Bischof von Regensburg hat er durch seine Reform der Klöster, durch die Trennung der Bischofswürde von der bis dahin damit verbundenen Abtwürde von St. Emmeram, durch seine Zustimmung zur Errichtung eines eigenen böhmischen Bistums in Prag, durch seine Förderung von Kunst und Wissenschaft und Frömmigkeit wahrhaft epochemachend gewirkt und über die Grenzen seiner Diözese hinaus ist er der Reformator und Retter des Mönchtums und man kann damit für jene Zeit fast sagen der Kultur in Bayern geworden. Er selbst, in seiner ganzen Lebensführung immer von klösterlicher Einfachheit und Strenge, ein Heiliger. All das schildert uns Otto Häfner, der als langjähriger Pfarrer von Pfullingen in Württemberg, das möglicherweise Wolfgangs Heimat ist, besonderes Interesse für seinen großen schwäbischen Landsmann gewonnen hat, auf dem Hintergrund der Kirchen- und Kulturgeschichte jener Zeit in anschaulichen, mit großer Liebe und Begeisterung entworfenen Bildern. Die lebendige Art seiner Darstellung verraten schon die Kapitelüberschriften: Ein Stern in dunkler Nacht. In der Klosterschule. Das Licht beginnt zu leuchten. Das zweite Rom. Die Welt lockt. In der Klosterzelle. Eine denkwürdige Begegnung. Auf Apostelpfaden. Das Licht wird auf den Leuchter gestellt. An der blauen Donau. Katholisch. Ein kühner Schritt. In der Falkenschlucht. Auf der Wacht. Der Vater der Armen. Die Leuchte der Wissenschaft. „Hätten wir doch Mönche!“ Mit dem Heerbann. Die beste Politif. Zu Hause. Heilige Freundschaft. Heimgang. In der Glorie. Der Schutzpatron. Der Verfasser hat seine Lebensbeschreibung, wie er auch auf dem Titelblatt betont, nach den Quellen bearbeitet — Arnold und Otloh von St. Emmeram kommen hier besonders in Betracht —, aber eine streng wissenschaftliche, kritische Geschichte des Lebens des heiligen Wolfgang ist sie nicht und will sie nach den Absichten des Verfassers auch gar nicht sein. Leider hat er die wichtigste und ergebnisreichste neuere Abhandlung über den heiligen Wolfgang ganz übersehen, nämlich: Dr. Ignaz Zibermaner, Die St.-Wolfgang-Legende in ihrem Entstehen und Einflusse auf die österreichische Kunst (Linz 1924). Er bleibt daher in dem Kapitel „In der Falkenschlucht“, das eine Episode im Leben des heiligen Wolfgang zum Gegenstand hat, um die sich später ein ganzer Kranz von Legenden gerankt hat, seinen Aufenthalt im Salzkammergut, allzusehr im Legendären stecken. Aus Zibermaners Schriftchen hätte er auch wertvolle Anregungen schöpfen können für sein letztes Kapitel, das die Verehrung des heiligen Wolfgang zum Gegenstand hat. Man vermißt hier jeden Versuch, die Verehrung des

heiligen Wolfgang in ihrer geschichtlichen Entwicklung darzustellen, und doch wäre gerade das von besonderer Wichtigkeit und einem eigenartigen Reiz. Es ist doch eine auffallende Tatsache, daß nicht Regensburg, das in St. Emmeram das Grab des heiligen Wolfgang besitzt, der Mittelpunkt der Wolfgangsverehrung geworden ist, sondern St. Wolfgang am Wolfgangsee. Der gewaltige Aufschwung der Wallfahrt nach St. Wolfgang im 15. Jahrhundert, mit dem die Wolfgangsverehrung überhaupt ihren Höhepunkt erreicht, hat auch der Wolfgangsverehrung in der Diözese Regensburg starke Antriebe gegeben, die dann schließlich zur Erklärung des Heiligen zum Diözesanpatron führten. Häfners Wolfgangsbuch kann trotz der gemachten Ausstellungen zur Lektüre bestens empfohlen werden.

Dr. F. Heidingsfelder.

K a r l Z a h n, Der Dom zu Regensburg. Dr.-Benno-Zilser-Verlag, Augsburg.

Dieses Regensburger Dombuch aus der Feder des Leiters der Regensburger Dombauhütte Dr. Karl Zahn erscheint in der Reihe der von A. Feulner bei Zilser in Augsburg herausgegebenen deutschen Kunstführer als erster Beitrag aus den überreichen Kunstschatzen Regensburgs. Es ist allerdings über den Rahmen eines bloßen Führers hinausgewachsen und bietet nicht nur eine Zusammenfassung unseres bisherigen Wissens über den Regensburger Dom, sondern eine durch neue eigene Forschungsergebnisse und Beobachtungen bereicherte überaus lebensvolle Analyse und Würdigung der bedeutendsten Schöpfung der Gotik in Bayern durch einen berufenen Kenner. Man muß das Erscheinen dieses Buches über den Regensburger Dom um so mehr begrüßen, als seit der vierten Auflage von Walderdorffs „Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart (1896)“ eine größere zusammenfassende Arbeit über den Dom nicht mehr erschienen ist. Wir bekommen zuerst eine kurze Übersicht über die Ergebnisse der vom Verfasser geleiteten Ausgrabungen des romanischen Vorgängers des jetzigen Domes, die eine in allem Wesentlichen gesicherte Rekonstruktion des hochbedeutenden Baues ermöglichten. Dann folgt eine Geschichte des gotischen Domes bis auf unsere Tage auf Grund der leider recht spärlichen und nicht immer ganz klaren literarischen Zeugnisse und haultichen Beobachtungen mit sorgfältiger und vorsichtiger Abgrenzung des Anteils der einzelnen bekannten Dombaumeister. Eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit dem interessanten Grundentwurf des Regensburger Doms, der besonders in seiner vereinfachten Chorbildung und der geringen Tiefenerstreckung des Langhauses bedeutend abweicht von dem nordfranzösischen Kathedralschema, dagegen in Kirchenbauten zu

Troyes und Dijon ein Seitenstück besitzt, aber doch wohl in erster Linie auf den Zwang der Bauplatzverhältnisse zurückzuführen ist. Aus jahrelanger, liebevoller Einfühlung in das herrliche Bauwerk heraus sind die schönen Worte geschrieben, die der Verfasser in eigenem Abschnitt über die baukünstlerische Bedeutung des Domes findet. In einem Rundgang durch das Innere und am Äußern führt er dann noch an die Einzelheiten der Ausstattung mit Altären und Bildwerken heran, wobei er im allgemeinen den Ansätzen Schinnerers und seiner „gotischen Plastik Regensburgs“ (Straßburg 1918) folgt, besonders aber gibt er nun eine ins Einzelne gehende Zergliederung des in über zweihundertjähriger Bauzeit entstandenen Baues, die aus intimster Beobachtung schöpft und mit das Wertvollste am ganzen Buch darstellt. Kurze Abschnitte über den Dom im Stadtbild, über die zwei mittelalterlichen Fassadenentwürfe im Domschatz, über die Zahn in einem Artikel des Münchener Jahrbuches der bildenden Kunst (1929) ausführlicher gehandelt hat, über die wunderbaren Glasgemälde des Domes, die Höchstleistungen mittelalterlicher deutscher Glasmalerei darstellen, über den Domschatz, der trotz schwerer Verluste noch manches wertvolle Stück enthält, und über die Domglocken vervollständigen den textlichen Teil des Buches, dem zur Illustration zahlreiche Zeichnungen im Text und als Anhang 70 wohl ausgewählte Bilder, darunter auch einige wertvolle historischer Art, beigegeben sind. Wer an der Hand des Verfassers den Regensburger Dom kennen lernen und studieren will, hat einen zuverlässigen Führer. Auch zu einer Weiterbeschäftigung mit den Problemen des Dombaues bietet seine Darstellung eine starke Anregung, ist er doch überall bestrebt, die noch ungelösten Fragen — und es gibt deren mehr denn eine — nicht etwa zu vertuschen, sondern als solche empfinden zu lassen. Eine solche Frage ist die wegen der Gründungszeit des gotischen Domes, die zumeist auf Grund der literarischen Zeugnisse auf das Jahr 1275 festgelegt wird, nach dem großen Brand des Domes im Jahre 1273, von andern aber hauptsächlich auf Grund stilistischer Beobachtungen an den ältesten Teilen des Domes weiter hinaufgerückt wird, noch vor die Mitte des 13. Jahrhunderts. Daß die literarischen Zeugnisse für den ersteren Ansatz sprechen, ist besonders von Endres in einer, wie mir scheint, noch nicht erschütterten Beweisführung dargelegt worden. Und da stilistische Indikationen ihre eigenartigen geheimen Klippen haben und man meines Erachtens beim Regensburger Dom angesichts der konservativen bayerischen Art, die in der bayerischen Romanik so augenfällig zutage tritt, und angesichts der Beobachtung, daß sich schon an den ältesten Teilen des Domes stilistisch Früheres und Späteres dicht nebeneinander findet, besonderen Grund zur Vorsicht hat, hat Dr.

Zahn doch vielleicht recht getan, daß er an diesem herkömmlichen Ansatze festgehalten hat. Ich möchte nicht einmal, wie er es tut, aus der Platzierung der Ulrichskirche die Folgerung ziehen, daß bei deren Erbauung bereits der Plan einer Verlegung des Domes weiter nach Westen müsse bestanden haben. Ich glaube, man trägt manchmal zu rasch moderne Anschauungen ins Mittelalter hinein. Der Ansatze der Gründungszeit des gotischen Domes ist nicht ohne Bedeutung für die Frage, ob der Grundentwurf desselben wirklich von Ostfrankreich her (Troyes, Dijon) und von welcher Seite beeinflusst ist. St. Urbain in Troyes ist erst in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts begonnen worden, St. Benigne in Dijon gar erst 1280, allerdings nach längerer Vorbereitung. Nur Notre Dame in Dijon ist schon in den dreißiger Jahren in Bau, aber es ist gerade bei dieser Kirche die Verwandtschaft im Grundriß mit unserm Dom am wenigsten auffällig; dagegen besitzt sie allerdings einen Vierungsturm, wie ihn der Regensburger Dom ursprünglich bekommen sollte, und auch einige andere bauliche Eigenarten unseres Domes (z. B. die Doppelung der Hauptthorwand) ließen sich von ihr ableiten. Was die Weiterbenützung des nach dem Brand von 1273 wohl notdürftig wieder gebrauchsfähig gemachten romanischen Domes betrifft, so sei hier auf ein bisher nicht bekanntes Zeugnis verwiesen. Es findet sich in den Prozeßakten über den St. Emmeramer Exemptionsstreit vom Jahre 1322. In diesem Prozeß sagte der Dekan der Alten Kapelle, Albert, aus, daß Abt Heinrich von St. Emmeram seine Benediktion (1305) in antiquo choro maioris ecclesie empfangen habe. Nicht beipflichten kann ich der Zuteilung des Vorbaues und der Archivolten des Hauptportals an Konrad Roritzer, der 1456 Dombaumeister wurde. Der Stil der Portalplastik schließt einen so späten Ansatze aus. Bei der Literatur über die Domplastik wäre noch zu vermerken: L. Heidenhain, Quellen zum Stil des Erminoldmeisters (Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen 1927).

Dr. Heidingsfelder.

M. Leonia Lorenz, O. Cist., Das Schottenportal zu Regensburg. (Waldsassen, A. Angerer. 1929.)

Die Rätsel des Portals der Regensburger Schottenkirche zwingen nachdenkende Menschen immer wieder in ihren Bann, nicht bloß die Fachleute von der Kunstgeschichte. An Erklärungsversuchen fehlt es zwar nicht, auch nicht an solchen, die mit dem Anspruch auftreten, die letzte Einzelheit des beim ersten Anblick geradezu befremdend wirkenden überreichen Skulpturenschmucks des Portals aus einer Grundidee heraus zu erklären. Als solche Grundidee gilt jetzt, nachdem Endres' Erklärung aus dem Hohen Lied wohl als überwunden betrachtet werden muß, ziemlich all-

gemein der Gedanke des Weltgerichts. In der Einzelerklärung gehen die verschiedenen Deutungsversuche freilich wieder weit auseinander und keiner von ihnen vermag auf die Dauer völlig zu befriedigen. Das gilt auch von der Erklärung Wiebels (Das Schottenportal. Dr.-Benno-Filser-Verlag, Augsburg), der man wegen der wirklich soliden Kenntnisse des Verfassers auf dem Gebiete der mittelalterlichen Ikonographie und der sicheren Handhabung wissenschaftlicher Methode am meisten Vertrauen entgegenbringt. Namentlich seine Erklärung der Bilddarstellungen auf den großen Bildflächen der unteren Portalhälfte vermag nicht durchweg zu überzeugen. Angesichts der Mannigfaltigkeit und selbst Gegensätzlichkeit der Deutungsversuche ist es übrigens auch kein Wunder, daß es nicht an solchen fehlt, die hinter den merkwürdigen Darstellungen des Portals überhaupt keinen tieferen Sinn, sondern nur unklare Phantastik, ein tolles Spiel der Einbildungskraft sehen. Doch beweist diese Verschiedenartigkeit der Deutungsversuche in Wirklichkeit nichts gegen das Sinnvolle der Darstellung an sich, sondern nur, daß es für uns Heutige schwer ist, die Bilderprache einer fernen Zeit zu verstehen. Man nimmt daher von jedem neuen Erklärungsversuch mit Spannung Kenntnis. Der jüngste ist der einer Waldsässener Zisterzienserin, der Schwester M. Leonia Lorenz, die, wie sie in der Einleitung schreibt, von jeher gerne Rätsel löste und in einem kleinen Schriftchen bereits „das Geheimnis des Bibliotheksaals zu Waldsassen“ durch Deutung der rätselhaften Figuren, welche die Galerie der Bibliothek tragen, zu lüften versucht hat. Ihrer Feder entstammt übrigens auch noch ein verdienstliches Büchlein über „Die Stiftskirche zu Waldsassen“ (Verlag der Abtei Waldsassen. 1928). Der Gerichtsgedanke hat auch nach Schwester M. Leonia eine Stätte am Jakobsportal und zwar ganz oben, wo Christus und die Apostel als Richterkollegium thronen. Aber die eigentliche Zentralidee des Portals ist doch eine andre, nämlich der Gang der Menschen zum ewigen Hochzeitsmahl des Lammes. In den kleinen Gestalten oben und unten an der kurzen Säulenstraße, die zur Eingangstüre der Kirche führt, und an den Gopfeilern des Portalaufbaues sieht sie die zur Hochzeit Geladenen, die bunte Gesellschaft der Straßen und Gassen, von denen freilich gar manche kein hochzeitliches Kleid haben. In den großen Bildflächen der unteren Portalhälfte zu beiden Seiten dieser Säulenstraße sind die zwei Wege dargestellt, auf denen sich der Zug zum Hochzeitsaal, zum Himmel bewegt, mit ihren Freuden und Fährlichkeiten, rechts der Weg der Beschaulichkeit im Kloster und links der Weg der in irdischen Berufen tätigen Laien durch die Welt in der Ehe. Die thronende Männergestalt in der Mitte der rechten Bildhälfte ist der heilige Bene-

dikt, die sitzende Frau mit dem Kinde in der Linken die Mutter der Lebendigen, Eva. In der Deutung der Karnatiden und der Köpfe im Bogenfims des mittleren Stockwerkes des Portals knüpft Schwester M. Leonia an Wiebel an, der in ihnen die vier Himmelsrichtungen, die vier Elemente, die vier Winde und die vier Erdteile dargestellt findet. Diese mittlere Zone des Portals weist auf den Zusammenbruch der Zeitlichkeit hin, der eintreten wird, wenn in allen Erdteilen und nach allen Himmelsrichtungen hin die Fülle des Gnadenlichtes erschienen sein wird. Nach diesem Zusammenbruch gibt es dann nur noch einen Weg: den Weg zum Gericht, an das der Weltenrichter ganz oben mit seinem Richterkollegium und die leeren Nischen darunter — die leeren Plätze der Hochzeitstafel für die Geladenen — eindringlich gemahnen. — Es fehlt dieser in gewandter Darstellung geschriebenen Erklärung des Schottenportals sicherlich nicht an Einheit und Geschlossenheit einer passenden Grundidee, die den krausen Skulpturenschmuck zur ergreifenden Predigt werden läßt, und mit einer nie versagenden Erfindungskunst und Phantasie hat Schwester M. Leonia alle die reichen und merkwürdigen Einzelheiten des Portals dieser ihrer Grundidee einzuordnen gewußt. Und doch kann man ihrem Deutungsversuch nicht folgen. Das ganze auf den ersten Blick so bestechende Gebäude, das sie aufführt, stürzt in sich zusammen, weil man den Eckstein verwerfen muß, und das ist ihre Deutung der sitzenden Männergestalt in der Mitte der rechten Bildhälfte als heiliger Benedikt. Daß das die Schlüsselfigur ihres Erklärungsversuches ist, hat sie selbst unzweideutig ausgesprochen und zeigt sich in der ganzen Darstellung immer wieder. Es ist nun aber einfach unmöglich, diese thronende Männergestalt mit den auf die Schulter herabfließenden Haaren — der Mönch ist geschoren! —, der Krone auf dem Haupt und den freien (nackten?) Unterschenkeln als einen Mönch oder den Vater des abendländischen Mönchtums zu deuten weder unmittelbar noch symbolisch. Die Kleidung dieser Gestalt als Chorkleid eines Benediktiners, als Kufulle, zu erklären und die freien Unterschenkel als „romanische Röhrenfalten“ (S. 26) anzusehen, wird niemand vermögen, der die Gestalt je einmal im Original gesehen hat. Man vergleiche nur diese Gestalt mit den drei Mönchen unter ihr. Der Portalmeister wußte, wie Mönche aussehen, und verstand sie auch darzustellen. Es war das Verhängnis für Schwester M. Leonia, daß sie das Portal nicht im Original sehen konnte, sondern auf Bilder angewiesen war, und wie sich aus der Einleitung ergibt, ihre Grundanschauung schon fertig war, ehe sie überhaupt deutliche Photographien in die Hand bekam. Es erübrigt sich nach dieser Abweisung des Schlüssels der ganzen Deutung auf die übrigen Einzelheiten noch einzugehen. Mit

der Deutung der rechten Portalhälfte fällt auch die der linken, die Schwester M. Leonia mit jener sorgfältig in Parallele setzt. Zu welchen Willkürlichkeiten ein einmal beschrittener falscher Weg verleiten kann, zeigt ganz besonders augenfällig die Deutung der rätselhaften Gestalt links von den drei Mönchen, die freilich eine crux aller Erklärer ist, als Oblate, d. h. als ein zum Klosterleben verlobtes Kind und die Beerentrauben rechts oben von dem vermeintlichen heiligen Benedikt als Sinnbild des Klosters. — Die Rätsel des Schottenportals sind durch Schwester M. Leonia nicht gelöst worden. Ihr Büchlein ist gleichwohl nicht umsonst geschrieben. Es hilft mit, das Interesse an der eigenartigsten Schöpfung deutscher romanischer Plastik wach zu erhalten und zu verbreiten.

Dr. F. Heidingsfelder.

G. B l ö ß n e r, Geschichte des Hum. Gymnasiums Amberg.
(Selbstverlag des Gymnasiums. 1929.)

Diese umfangreiche Geschichte des Amberger Gymnasiums erschien als Festschrift zum vierten Amberger Studiengenossenfest im Jahre 1929, mit dem die nachträgliche Feier des 300 jährigen Bestandes dieser 1626 durch die Jesuiten gegründeten Anstalt verbunden war. Sie ist geschrieben auf der Grundlage umfassender Quellenstudien mit der Sorgfalt und dem vielseitigen Interesse des Historikers und einer aus mehr als dreißigjähriger engeren Verbundenheit erwachsenen Liebe zur Jubelanstalt und zur Stadt Amberg. Ein gutes Stück der Kirchen- und Kulturgeschichte dieser alten Hauptstadt der Oberpfalz zieht vor unseren Blicken vorüber. Der Verfasser gibt zuerst eine kurze Übersicht über die Geschichte der Vorläufer des Gymnasiums, der ersten „gelehrten“ Schulen in Amberg, die er hinsichtlich ihres Schulcharacters doch wohl zu scharf gegenüber dem Jesuitengymnasium abgrenzt. Es handelt sich um die lateinische Schule der Stadt bei St. Martin, deren Anfänge sich zeitlich nicht mehr genau festlegen lassen, und das vom Kurfürsten Friedrich III. 1566 zur Beförderung des Calvinismus in der Oberpfalz gegründete Pädagogium. Sehr interessant ist auch die Nachricht von einer Schule der Fraterherren in Amberg im 15. Jahrhundert. Es ist die einzige Schule dieser Art in Bayern. Die städtische Lateinschule erlebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter dem Rektor Agricola (Ambergensis), der mit Melanchthon in Verbindung trat, mit einer Besucherzahl von 350 Schülern ihre höchste Blüte. In dem bei der Re katholisierung der Oberpfalz durch Kurfürst Maximilian 1626 gegründeten Gymnasium der Jesuiten tritt uns eine typische Anstalt dieses auf dem Gebiete des humanistischen Unterrichts so hoch verdienten Ordens entgegen. Unterrichtsbetrieb und Lehrmethode nach der Ratio

studiorum von 1599, Disziplin und religiöses Leben, Ferien und Festlichkeiten finden eine interessante, lebensvolle Schilderung. Eine überaus wertvolle Quelle waren für den Verfasser die noch heute beim Amberger Gymnasialrektorat hinterliegenden, sieben Bände zählenden Diarien (Tagebücher), welche von den Jesuitenrektoren geführt wurden, für Amberg eine kulturgeschichtliche Quelle allerersten Ranges. Aus den Angaben dieser Tagebücher und den Theaterprogrammen der „Periochae Ambergenses“ in der Amberger Provinzialbibliothek kann Blößner auch eine von Oberstudienrat Stadlmann zusammengestellte fast lückenlose Reihe der Theaterstücke aufführen, die über die Amberger Jesuitenbühne gegangen sind. Freud und Leid (siehe das Kapitel über Unterrichtstörung durch Kriege und Krankheiten) der Stadt Amberg durch eineinhalb Jahrhunderte spiegeln sich in der Geschichte ihres Jesuitengymnasiums. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773), der dem Ansturm der Aufklärung zum Opfer gefallen ist, beginnt für das Amberger Gymnasium wie für das höhere bayerische Schulwesen überhaupt ein neuer Zeitabschnitt unter staatlicher Obforge. In der Zeit, in der der bayerische Prälatenstand die höheren Schulen übernommen hatte (1781—99), wurde das Amberger Gymnasium von den Benediktinern betreut. Die Geschichte des nachjesuitischen Gymnasiums ist vor allem gekennzeichnet durch immer erneute Reformen, die den Unterricht und die Erziehung am Gymnasium den Forderungen der Zeit und dem Fortschreiten des Wissens gemäß gestalten sollten und in Schulinstruktionen, Schulplänen, Normativen und Schulordnungen ihren Ausdruck fanden. Wie all das am Amberger Gymnasium sich auswirkte, hat Blößner an der Hand der Akten anschaulich geschildert. Daß er dabei die zum Teil rasch wechselnden Schulordnungen ausführlich wiedergibt, werden ihm alle jene danken, die mit der Geschichte des höheren bayerischen Schulwesens nicht von Berufs wegen vertraut sind. Interessant sind die Erinnerungen eines Amberger Studenten aus der Zeit, da es noch keine Eisenbahnen gab und die Studentlein zu Fuß und auf Fuhrwagen der Mosenstadt zustrebten. Wertvoll sind auch die mitgeteilten Schülerverzeichnisse aus der Zeit zwischen 1655 und 1797, die die Heimat der Studenten und seit 1773 auch den Stand der Eltern angeben. Während die kurfürstliche Regierung arme Studenten von niedriger Herkunft vom Besuche des Gymnasiums möglichst ausgeschlossen wissen wollte, machten die Jesuiten grundsätzlich keinen Unterschied zwischen arm und reich. In den Ehrensaal des Gymnasiums führt uns das Kapitel über „hervorragende Schüler des Gymnasiums“ und ein zweites über „das Heldental der Gymnasiums“ mit den 45 Namen der im Weltkrieg gefallenen Lehrer und Schüler. Kurz berührt ist auch

die Geschichte des von 1632 bis 1864 mit dem Gymnasium eng verbundenen Lyzeums, einer philosophisch-theologischen Lehranstalt, die zeitweise eine ganz beträchtliche Frequenz aufwies und tüchtige Lehrkräfte besaß. Alles in Allem darf diese Geschichte des Amberger Gymnasiums, der auch eine ansprechende Vebilderung nicht fehlt, über den Kreis der Schüler dieser Anstalt hinaus Interesse beanspruchen bei jedem Freund der Geschichte der Oberpfalz und des höheren bayerischen Bildungswesens. Dr. Heidingsfelder.

W a g n e r Hans und U s c h o l d Hans, Chronik des Weidener Bürgermeisters Jakob Schabner für die Jahre 1619—1633. Mit Anmerkungen und Exkursen. Weiden 1928 (Verein für Heimatpflege im oberen Naabgau). Mf. 3.—, für Vereinsmitglieder Mf. 2.—.

Ein reicher Beitrag zur Geschichte der Stadt Weiden ist diese Veröffentlichung des Heimatpflegevereins geworden. Die beiden Verfasser haben mit Fleiß und Beharrlichkeit ein Quellenwerk geschaffen, das der Stadt Weiden zur Ehre gereicht und die Geschichte Weidens von Brenner-Schäffer (Hist. Ver. f. d. Dpf., Bd. 15) vorteilhaft ergänzt.

Jakob Schabner war in Bärnau bei Tirschenreuth geboren, trat 1614 in den Dienst der Stadt Weiden, wurde daselbst Bürger und 1633 Ratsmitglied, wirkte 37 Jahre im Rat, dabei 26 Jahre als Bürgermeister und starb hochbetagt 1671 nach einem Leben voll Mühe und Arbeit zum Wohle der Stadt. Weiden durchkostete in der weiten Lebensspanne dieses ausgezeichneten Mannes seine schwerste Zeit, die Leiden und Schrecken des 30 jährigen Krieges. Damals hatte die Stadt von ihrer Lage in der Mitte einer ausgeprägten Durchgangszone nur Nachteile. Vom Anfang an litt Weiden inmitten der kurpfalz-böhmischen Operationsbasis und fast ununterbrochen als Schnittpunkt der strategischen Linien Regensburg—Leipzig und Nürnberg—Prag. Leibliche und geistige Drangsale stürmten auf die Stadt ein: unaufhörliche Truppenzüge, jahraus, jahrein Quartierlasten, Kontributionen, Plünderungen, Brandschakungen, Belagerungen, Gewalttätigkeiten und Bedrückungen aller Art, Schanzarbeiten, Niederlegen der Vorstadt u. a., dazu 1634 die Pest, der allein vom August bis November des Jahres 1800 Menschen aus Weiden und den dort lebenden Flüchtlingen aus der Umgebung zum Opfer fielen; zwischenhinein wieder Gewissensdruck und erzwungener Religionswechsel, je nachdem, ob der Kaiser und seine Getreuen oder der Schwede und seine Helfer, Alt- oder Neugläubige die Oberhand hatten. All das und andres trübe Geschick offenbart uns Schabners „Kurze Chronika“

in schlichter Sachlichkeit und ergreifender Wirkung. Zur Vervollständigung haben die Herausgeber Schabners Chronik mit einem fortlaufenden, alle Ereignisse widerspiegelnden Fries hochinteressanter Archivalien aus dem Stadtarchiv Weiden und den Staatsarchiven Amberg und München geschmückt, in regelmäßigem Vortrag nach dem Wortlaut der Urkunden. Gestaltenreichere Einzelbilder und umfangreichere Episoden füllen einen eigenen Anhang mit 5 Nummern: „Streit zwischen den Pfalzgrafen von Neuburg und von Sulzbach wegen Einlegen einer Besatzung in die Stadt Weiden 1624“; „Einnahme der Stadt Weiden durch die Schweden 1634“; „Wiedereinnahme der Stadt Weiden durch den kurbayerischen General v. d. Wahl am 13. Mai 1635“ — beide Ereignisse waren schwere Eingriffe in das Weidener Stadtbild von dauernder Wirkung —; „Die Kirche zur Hl. Staude“; „Einiges zur Geschichte, insbesondere zur Territorialgeschichte des vormaligen Gemein-schaftsamtes Parkstein-Weiden“, ein getreues, aber widerliches Bild deutscher Verwaltungswirren und Staatszertrümmerung. Seite für Seite begleiten die Darlegungen bibliographische und kritische Anmerkungen, die zwar in augenfeindlichem Kleindruck gegeben werden mußten, aber dem wissenschaftlichen Quellsucher oft vorteilhafte Winke gewähren. Freunde der Familienforschung und der Weidener Ortsgeschichte können an den Aufschlüssen, die das Werk enthält, ihre helle Freude haben. Trotz des wissenschaftlichen Beiwerkes findet sich auch der Laie gut zurecht; ein genaues Ortsverzeichnis mit Angabe sogar aller Weidener Örtlichkeiten ist ein wirksamer Schlüssel zu dem reichen Schatzkästlein Weidener Heimatgeschichte. (Besprechung von Stud.-Prof. Anton Kleinheinz im Oberpfälz. Kurier, 1928, Nr. 180.)

O b e r p f ä l z i s c h e s H e i m a t b u c h. Herausgeber Karl Winkler. Buchschmuck von Hans Laßleben. Verlegt bei Michael Laßleben, Kallmünz 1929.

Da das Buch erst kurz vor Redaktions-schluß in meine Hände gelangte, so ist eine eingehende Besprechung, die das Werk verdient, im Jubiläumsband nicht mehr möglich. Sie soll im nächsten Jahre nachgeholt werden. Aber schon jetzt sei betont, daß das gehaltvolle, den Wissenschaftler wie den Mann aus dem Volke in gleicher Weise anregende und reich bebilderte Buch in der ganzen Oberpfalz die freundlichste Aufnahme verdient. Es sei noch kurz auf den Inhalt Bezug genommen: Auf mehr als 1000 Seiten sind die Geschichte, die Sitten und Gebräuche, die Sagen, die Erdgeschichte, die Tier- und Pflanzenwelt der oberpfälzischen Heimat behandelt; auch die Kreishauptstadt ist nicht zu kurz gekommen. Etwa 140

Mitarbeiter, deren Arbeit der Herausgeber zusammenfaßte, haben mitgewirkt. Der Preis ist in Anbetracht des guten Papiers, der geschmackvollen Ausstattung und des Umfanges des Buches sehr billig (12 Mark). Besonders wertvoll ist das Buch für die Schulen, die Volksschulen wie die höheren Lehranstalten. Dr. Nestler.

Die Donau von Ulm bis Passau. Ein Führer durch das Land und seine Kultur in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von den Reichsbahndirektionen Augsburg und Regensburg in Verbindung mit den Verkehrsverbänden Nordbayern und Schwäbisch Land, sowie einer Reihe von Verkehrsvereinen, z. B. dem von Regensburg. Erscheinungsjahr 1930.

Dieser etwa 80 Seiten starke Führer verdient in unserer Stadt eine besondere Beachtung. Wurde er doch von einem Regensburger Verlag (Friedrich Pustet) in vorbildlicher Weise gedruckt und bebildert; einen großen Teil der Aufnahmen lieferte der ausgezeichnete Photograph Reichsbahnoberinspektor Seidmaner; wie erfreulich ist es ferner, daß unser vielbeschäftigter zweiter Bürgermeister Herrmann die Zeit fand, für diesen Führer einen sehr ansprechenden Artikel über die wirtschaftliche Bedeutung der Donau in alter und neuer Zeit zu schreiben; überdies hat Hochschulprofessor Dr. Heidingsfelder zu diesem Führer eine sehr gediegene Studie über die Kunst im bayerischen Donautal beigetragen, in welcher besonders die überragende kunstgeschichtliche Bedeutung Regensburgs dem Leser zum Bewußtsein kommt. Dr. Nestler.

